

„Musik. Politik?“

Das Kölner Festival „8 Brücken“ verhandelt die Möglichkeit einer gesellschaftlich engagierten Musik.

Frederic Rzewski hatte geübt. Nur die engsten Freunde wussten davon. Die anderen hätten womöglich ein Anzeichen von Schwäche darin gewittert. Früher spielte er am liebsten prima vista. Schon das war ein Statement des leidenschaftlichen Kommunisten: üben war langweilig war zwanghaft war bürgerlich.

Doch im Alter lassen sich viele Positionen nicht mehr halten. Der Finger wegen und auch, weil die Geschichte die Hoffnungen nicht erfüllen mochte. Was hatte Rzewski nicht für Pläne mit diesem Klavierzyklus anno 1976. Ein chilenisches Revolutionslied wollte er einschleusen in die Konzertsäle des US-amerikanischen Hinterlandes. Die Botschaft: „The People United Will Never be Defeated!“ – „Das vereinte Volk wird niemals besiegt werden!“ 36 Variationen hatte Rzewski komponiert über die eingängige Melodie, virtuos glitzernde Klaviermusik in der Tradition von Liszt und Rachmaninow. Eine Stunde lang sollten die Menschen sich berauschen, während es in den Hinterköpfen langsam gären konnte. Chile? Moment, war da nicht was? Allende und Pinochet und so?

Chiles Militärregime ist Geschichte – und Rzewskis Zyklus ein Klassiker der Moderne. Wenn Rzewski ihn auch noch selber spielt, mit 77, dann ist der Saal voll. Dass diese Musik irgendetwas verändern könnte, glaubt freilich nicht mal mehr ihr Autor. Hinter das zweifelnde Motto des Kölner Festivals „Acht Brücken“, dessen Gast er ist, setzt Rzewski ein weiteres Fragezeichen: „Politik bedeutet handeln. Wenn ein Stück wie dieses in einem Konzertsaal gespielt und gehört wird, was hat das mit Handeln zu tun? Ich glaube, die Antwort lautet: nichts.“

„Musik. Politik?“ – ganz so resignativ war das aber nicht gemeint. Eher sprach Neugierde aus dem Thema, dem sich das Kölner Festival in seiner fünften Ausgabe über zehn Tage lang verpflichtet hatte. Neugierde darauf, was geblieben ist von den alten Idealen und welche neue Möglichkeiten sich zeigen. Nehmen wir Christian von Borries. Bis an die Zähne bewaffnet mit linker Theorie, setzt der gebürtige Schweizer den Hebel anders an als die Haudegen von einst. Von politischer Musik, die nur „der Soundtrack ist für einen Text“, von der mit Klängen illustrierten Parole hat Borries die Nase voll. Er setzt auf Musik, die ihre gesellschaftliche Funktionalisierung bewusst macht. Doch das ehrgeizige Auftragswerk „Conflict Music“ entlockt ein langes Gähnen. Ein Film von einer Waffenmesse in Abu Dhabi begleitet eine Collage kriegerischer Musik von Mozart bis John Williams. In der Harmlosigkeit des Results verpufft auch die subversive Energie, die die ausschließliche Arbeit mit Zitaten freisetzen soll. Borries versteht sie als Kritik am Urheberrecht und damit als Angriff auf den Eigentumsbegriff des Kapitalismus. Dass er für seinen vermeintlichen Affront die Gastfreundschaft der Thyssen-Stiftung im eleganten Kölner Stammhaus genießt, entbehrt nicht der feinen Ironie.

Das Problem ist ja auch: Musik lässt fast alles mit sich machen, ließ sie schon immer. Statt einer Trauerkantate eine Jubelkantate? Kein Problem. Schnell den Text ändern, ein paar Pauken dazu, die Sache ist geritzt, hat schon im Barock keiner gemerkt. Einigen der ergreifendsten Messen des späten Mittelalters liegt ein Soldatenlied zugrunde: Aus dem „L'homme armé“, dem bewaffneten Mann, wird „Agnus Dei“, das Lamm Gottes – das

Tempo runter, die Stimmen rauf, und schon fliegen statt der Lanzen und Pfeile der Söldner die Seelen und Herzen der Gerechten in den Himmel.

Sogar einem Leitstern politischer Musik wie Louis Andriessens Platon-Kantate „Der Staat“ ist der aufklärerische Geist nicht so tief eingeschrieben, dass man ihn nicht auch ignorieren könnte. Wie Rzewski kann sich Altstar Andriessen auf die Begeisterung seines Publikums mehr verlassen als auf dessen Bereitschaft zu kritischer Analyse. Andriessen scheint das schon immer befürchtet zu haben. Warum sonst rezitieren die Solisten die Worte des Philosophen im Original, auf Alt-Griechisch?

Vielleicht aber sind die Erwartungen an eine politische Musik ganz einfach zu hoch. Oder sie zielen, wie Antoine Beuger vermutet, in die falsche Richtung. Möglicherweise liegt die politische Kraft von Musik nicht in dem, was sie als Medium an Ideen transportieren kann, sondern in dem, was und wie sie ist, in ihrem Wesen selbst. Politik, sagt der Komponist und Dirigent Beuger, findet schon statt, wenn Menschen gemeinsam Musik machen – und Individuen ein Ensemble sein wollen. Mit seinem Kollegen John McAlpine hat Beuger für „Acht Brücken“ ein Hauptwerk des Engländers Cornelius Cardew einstudiert: „The Great Learning“. Ende der 60er Jahre folgt Cardew darin der Maxime, keinen Unterschied mehr zu machen zwischen Profis und Amateuren.

Das Ergebnis ist verblüffend. Selbst wenn im Freizeitchor „Superterz“ die Intervalle mal wackeln und die Abstimmung zwischen Sängern und Instrumentalisten hakt – der Gesamtklang wird davon eher bereichert. Eine Stunde lang vibriert die Luft, da wird tatsächlich eine Utopie hörbar.

Das freie Zusammenspiel von Profis zelebriert am gleichen Abend auch ein Ensemble um Matthias Muche und Simon Rummel und führt den Gedanken des Improvisationsstücks „Individuum <> Collectivum“ von Vinko Globokar in eigenen, neuen Werken weiter. Besonders eindringlich gelingt dies Rummel, vor allem, weil seine „Musik für die Ankunft von jedem“ dabei auf Schmuck und Effekte ganz verzichtet. Eine Reihe von seeleruhigen Miniaturen, die eher Klänge sind als Stücke, werden im Kreis von je einem der sechs Instrumente angestoßen. Der Anstoß bestimmt für die Dauer einer Aktion das Tempo der Mitspieler, ein Klang wandert herum, bleibt kurz stehen, macht einem anderen Platz. Davon darf sich der Rest der Welt eine Scheibe abschneiden.

Raoul Mörchen